

# Die Farbe der Fremdheit

Nur was klingt, gelingt: Lyrikübersetzung meint Eros, Wärme, Magie und Musik.

Von *Ralph Dutli*

Ein Vorurteil glaubt zu wissen, dass die Übertragung von Gedichten unmöglich sei, ein dauerndes zermürbendes Verlustgeschäft. Dieselbe traditionelle Klischeefabrik wertet den Übersetzer immerzu ab und zitiert das bekannte italienische Wortspiel „traduttore – traditore“. Der Übersetzer – ein Verräter. Ein anderes Klischee meint, der Übersetzer sei der Diener des Originaldichters. Ich habe gar nichts gegen das Butlerwesen, ich will keinen Berufsstand herabsetzen! Aber man sollte nicht das Hühnerei mit der Fernsehantenne vergleichen. Ein inspirierter Übersetzer von Poesie nimmt nie die Pose des ergebenden Adoranten ein. Ein weiteres Klischee besagt, Übersetzungen seien schön oder treu. Der Gegensatz ist mir zu simpel. Ich will beides, ich bin Maximalist. Wenn die Übertragung eines Gedichts kein sprachliches Ereignis schafft, ist sie weder „treu“ noch „schön“: Sie existiert nicht.

Ich habe zwei großzügige Schutzpatrone. Wilhelm von Humboldt schrieb in der Einleitung zu seiner Übersetzung von Aischylos' „Agamemnon“ (1816), eine Übersetzung müsse – genialer Stabreim! – die „Farbe der Fremdheit“ bewahren. Wenn ich Gedichte aus mehreren Sprachen übersetze, will ich meine Sprache heilsam befremden. Mehr noch: Ich will durchfremdet werden von anderen Sprachen, anderen Epochen, von der Mund-Art der Poesie mit ihrer frappanten Zauberspruchmentalität.

Bestärkung erfahren habe ich außerdem von Walter Benjamins Essay „Die Aufgabe des Übersetzers“ (1923), den er seinen Übertragungen aus Charles Baudelaires „Les fleurs du mal“ (1857) vorangestellt hat: „In ihnen [den Übersetzungen] erreicht das Leben des Originals seine stets erneute späteste und umfassendste Entfaltung.“ Und an anderer Stelle: „Denn in seinem [des Originals] Fortleben, das so nicht heißen dürfte, wenn es nicht Wandlung und Erneuerung des Lebendigen wäre, ändert sich das Original. Es gibt eine Nachreife auch der festgelegten Worte.“

Das ist ein veritabler Mutmacher nach den zersetzenden Klischees vom Diener und Verräter, die Wörter sagen es deutlich: „Entfaltung“, „Wandlung“, „Erneuerung des Lebendigen“, „Änderung“, „Nachreife“ – das sind durchweg positive Energieportionen. Müsste ich meine persönliche Poetik der Lyrikübertragung auf eine Formel bringen, setzte ich hier vier Worte: Eros – Wärme – Magie – Musik.

EROS. Die Übertragung von Lyrik ist für mich eine hochgradig erotische Angelegenheit – ein Wunsch und ein Weg, sich dem Fremden auszusetzen und es anzunehmen, durch das Fremde hindurch ins Eigene zu gelangen, das einem dann getrost fremd werden kann. Beim Übertragen von sogenannten „Fremdem“ ist mir das ach so kostbare Ich fragwürdig geworden. Ich habe einen Defekt, der vielleicht nur ein Respekt ist. Die sogenannten eigenen Gedichte sind mir nicht eigener und näher als die vermeintlich fremden und fernen, die ich in meine Sprache übertragen habe. Ich werde von gewissen Texten bewohnt, das ist alles. Ob eigene, ob fremde, ist gleich-gültig.

WÄRME. Lyrikübertragung ist ein eminent thermisches Problem. Denn die Texte der Toten, der fernen, längst verstorbenen Dichter, sind als toter Buchstabe höchst wärmebedürftig, sie müssen erwärmt-erweckt werden, wenn sie leben wollen. Es geht darum, das fremde Wort durch das eigene zu beleben, und natürlich! durch es belebt zu werden. Eine gelungene Gedichtübertragung ist also eine belebende und wärmende Lesart. Ich habe immer wieder festgestellt, dass ich

im Zustand der Kälte sprachlich hilflos werde. Wo ich von einem fremden Text nicht aufgewühlt oder angerührt werde, bestürzt oder verstört, veresse ich ihn lieber erst einmal.

Die Dichter der Vergangenheit sind so froh aufzuleben. Einige der modernsten Gedichte, die ich kenne, sind im zwölften und dreizehnten Jahrhundert entstanden. Bei meinen Übertragungen von Gedichten der Troubadours aus dem Okzitanischen stieß ich beim Provenzalen Raimbaut de Vaqueiras (1155 bis 1207) auf das erweckende Rezept in seinem „Rätsellied“ (Devinalh):

*Ich find viel Freude, Trost und Sinn,  
seh ich selbst einen Toten auferwachen.  
Er kann mehr als im Leben Neues machen,  
sodass ich mit dem Toten einverstanden bin.  
Der Tote hat viel riesengroße Macht,  
drum lass vorm Toten alle Ängste außer Acht,  
er wird nicht Schaden, eher Nutzen dir erregen!*

MAGIE. Lyrikübertragung ist ein magischer Akt, Beschwörungsformel, Erinnerung an den Ursprung der Poesie in den archaischen Zaubersprüchen. Die Poesie ist vielleicht der einzige Ort in der Moderne, wo diese Magie noch virulent ist. Das Wort der Poesie sei das „selige sinnlose Wort“, wie Ossip Mandelstam im November 1920, mitten im russischen Bürgerkrieg, inmitten von Hunger, Erschießungen und Terror festhielt:

*Ich brauch keinen Nachtpassierschein, rede  
Mir die Angst aus vor den Posten dort,  
In der Sowjetnacht werde ich beten  
Für das selige sinnlose Wort.*

Auch heute ist es sinnvoll, für das nicht zu ver-einnahmende und jedem verlogenen Gewaltregime sich verweigern dürfende „selige sinnlose Wort“ zu beten. Eine mögliche Art des demütig-profanen Sprachgebets ist die Übertragung in die Fremdsprache. Das scheinbar sinnlose Wort der Poesie ist deshalb „selig“, weil seine Beschwörungskraft nicht zu übertreffen ist, weil es imstande ist, größten Reichtum über weiteste Entfernungen zu bewegen, über Raum und Zeit hinweg.

MUSIK. In meinem Essayband „Nichts als Wunder“ (2007) habe ich geschrieben: „Laute leiten, Laute lenken, Laute denken.“ Lautlichkeit ist das Prinzip. Nur was klingt, gelingt! Denn Poesie findet im Mund statt, zwischen Kehlkopf, Gaumen, Zunge, Zähnen und Lippen. Genau dort, wo die Laute entstehen, miteinander kämpfen und sich einander ergeben. Poesie ist ihr lautlicher Vollzug. Ein gedrucktes Gedicht ist nur eine Partitur, ein schwacher visueller Ersatz für das, was erst in der zur Schwingung gebrachten Luft zur Entfaltung und Vollendung gelangen kann. Poesie wie Lyrikübertragung sind von visionärer Oralität, Gedächtnis der archaischen Zeit, als Poesie mündlich überliefert wurde.

Musikalische Mittel sind Variation und Wiederholung, Assonanzen (Vokalgleichklänge), Alliterationen (Stabreime), Binnenreime, neue, ungewohnte Reime. Auch hier hatte ich einen Schutzpatron: Heinrich Heine, der im Exil, in seiner Pariser Spätzeit, „Rotznas“ auf „Mozart“ reimte. Dass ich oft mit unreinen Reimen gearbeitet habe, hängt mit meinem Konzept der „Unreinen Poesie“ zusammen. Mit Musik aber meine ich nicht melodiose Gemütlichkeiten, sondern eine moderne, zuweilen raue und schroffe, rhythmisch geprägte, dissonante Musikalität.

Ein Gedicht in der Übertragung ist Metamorphose: schmetterlinghaftes Glück, das sich dem halluzinatorischen Zufall der Wörter verdankt.



Ich liebe die unverhofften Geschenke, die einem im Halbbewusstsein zufallen von einer spendablen Sprache, ohne dass man sie verdient hätte. In meinen Augen wird der magische Akt der Gedichtübertragung von Festlichkeit bestimmt, von zarter und irrer, rätselhafter Euphorie.

Ich habe aus dem Russischen, Französischen, Okzitanischen, Englischen, Lateinischen, Spanischen, Italienischen Gedichte übertragen, aber eigentlich geht es in meinem alchemistischen Schattenlabor immer nur um das Eine: Wortkunst alias Poesie, die, Jahrhunderte frohgemut überspringend, nationale Grenzen verhöhnt.

Ossip Mandelstam und Marina Zwetajewa zu übersetzen und zu vermitteln war ein großes Glück. Sie sind heute aktueller denn je, ein Trost – wenn Trost möglich wäre! – in trostlosen Kriegzeiten, in denen die russische Sprache von Kriegsverbrechern geschändet wird, in denen auch die Aura der russischen Poesie bombardiert wird, zu allernächst aber in der Ukraine zahllose Menschenleben zerstört werden. Mandelstam und Zwetajewa waren Antinationalisten, Kriegsgegner, Entlarver des totalitären Systems und entschiedene Europäer, die unter Stalin ihre Werke widrigsten politischen Verhältnissen abtrotzen mussten. Für nationalistisch-imperiale Propaganda sind sie schlechthin unbrauchbar. Der eine kam 1938 im Gulag um, die andere erhängte sich 1941 ...

Von Mandelstam und Zwetajewa gibt es Gedichte gegen den Krieg, doch das habe ich schon geschrieben, in einem Beitrag zur „Frankfurter Anthologie“ der F.A.Z. im März 2022, im Monat nach dem Beginn eines schändlichen sinnlosen Angriffskrieges. Heute aber möchte ich mit einem Liebes- und Exilgedicht von Marina Zwetajewa schließen, aus dem Band „Lob der Aphrodite“, den ich 2021 herausgegeben habe.

Es ist ein besonderes Gedicht, entstanden in Prag am 24. März 1925, nachdem Zwetajewa im Mai 1922 über Berlin aus Sowjetrußland emigriert war, und kurze Zeit vor der Weiterreise ins Pariser Exil. Adressiert war es an Boris Pasternak, der in Moskau geblieben war. Das ganze Gedicht nährt sich und lebt von einer einzigen Vorsilbe des Verbs, dem russischen Präfix „ras“, das die Trennung besagt, das Ab-getrenntwerden, eine Di-stanz, Ent-zweigung, Ent-fernung. Diese Vorsilbe ist geradezu eine Obsession des russischen Originals: ein magisch beschwörender, wiederkehrender Laut.

Die Vorsilbe „ras“ hat bei Zwetajewa eine durchaus existenzielle Dimension, bezeichnet bei ihr sogar eine anthropologische Konstante, und es war für mich, als ich vor fast dreißig Jahren das Gedicht übertrug, ein Jammer, dass ich nicht mit einer einzigen Vorsilbe der Trennung, des Abschieds, der Ent-fernung auskommen konnte, dass ich die eine russische Vorsilbe durch drei deutsche zu ersetzen hatte, nämlich „ent“, „ver“ und „zer“, um alle flirrenden Ideenpartikel des Gedichts einzufangen. Ein Jammer – oder aber eine Chance, wie ich es heute aus der Distanz empfinde. Die Chance der Variation!

Zwetajewas Hymne der Trennung und des Exils ist auch im 21. Jahrhundert der Migrationen und der erzwungenen Fremde, in Zeiten von Krieg und Vertreibung, in denen ein Riss durch die Welt geht, von erschütternder Aktualität. Sie bringt den Schmerz von Menschen zum Ausdruck, die von ihren jenseits eines Eisernen Vorhangs, der nach seiner Abschaffung erschreckenderweise nachwachsen kann, verbliebenen Angehörigen und Freunden getrennt sind. Das Gedicht zelebriert das Paradox des getrennten Vereintseins, des vereinigenden Abschieds, der fernen Nähe.

*Die Lyrik verdankt ihren  
Namen der Lyra, also der  
Musik. Die Fotografin Emma  
Justine Farnsworth gab 1873  
ihrem Idealbild eines  
griechischen Mädchens  
dieses Instrument bei.*

Foto Imago

*ENT – FERNUNG: die Wersten, Meilen ...  
Sie haben uns ver – pflanzt, uns zer – teilend,  
Dass jeder leis und still sich hält  
Am andern Ende dieser Welt.*

*Ent – fernung: die Wersten, Weiten ...  
Entleimt, entlötet haben sie uns, entzweind  
Zu zwei Armen aus – einander: ans Kreuz,  
Und wussten nicht, dass das Verschmelzung heißt*

*Der Eingebungen, Adern und Sehnen ...  
Nicht verfeindet, entfremdet – nur fernweg uns  
dehnend,  
Zerlegend ... in Mauer und Graben.  
Zertrennt uns ansiedelnd wie die Adler –*

*Wie Verschwörer: die Wersten, Weiten ...  
Nicht zerrüttet, zerstritten – nur verloren zuzeiten.  
In die Elendsviertel: den irdischen Dreck  
Haben sie uns wie zwei Waisenkinder gesteckt.*

*Am wievielten schon, März? Na, wie viel?  
Haben sie uns verteilt – wie ein Kartenspiel!*

Merkwürdigerweise musste ich an dieses Zwetajewa-Gedicht denken, als ich im Hinblick auf die heutige Feier Goethes Ginkgo-Biloba-Gedicht wiederlas. Denn Zwetajewas von moderner Zerrissenheit geprägtes Gedicht der Trennung feiert zugleich eine letzte Vereinigung: „Und wussten nicht, dass das Verschmelzung heißt / Der Eingebungen, Adern und Sehnen ...“

Das Gedicht ist in meiner persönlichen Lesart auch ein Programmgedicht der Lyrikübertragung. Eine jede träumt von einer idealen Vereinigung mit dem Original. Die ersehnte Spiegelgleichheit oder Spiegelbildlichkeit, die annähernde Symmetrie der beiden Hände ist in dem Gedicht als Hoffnung formuliert. Original und Übertragung wären zwei Glieder eines schon immer dagewesenen Text-Körpers oder Welt-Texts.

Goethe kommentiert gleichsam in seiner vermeintlich harmonischeren Zeit Zwetajewas modernes Gedicht. Natürlich will ich mit Goethe schließen, weil der schöne Name dieses Preises sich aus dessen „West-östlichem Divan“ (1819) herleitet, aus dem Liebeszyklus für und mit Marianne von Willemer. Das Gedicht „Ginkgo biloba“ steht im „Buch Suleika“:

*... Ist es ein lebendig Wesen,  
Das sich in sich selbst trennt?  
Sind es zwey, die sich erlesen,  
Daß man sie als eines kennt?*

*Solche Frage zu erwidern,  
Fand ich wohl den rechten Sinn;  
Fühlst du nicht an meinen Liedern,  
Daß ich eins und doppelt bin?*

Das Glück, eins und doppelt zu sein, hat Goethe wunderbar ins Blatt gefasst. Eins und doppelt ist auch der seltsame Zeitgenosse, der Lyrik zu übersetzen sich vornimmt und deren Farbe der Fremdheit bewahren will, die magische Beschwörungskraft von urtümlichen Zaubersprüchen, die zuweilen raue Musikalität des Unreinen, die geschenkte Möglichkeit, den toten Buchstaben zu erwecken und zu erwärmen, den immerwährenden Eros lebendiger, belebender Sprache zu feiern.

**Ralph Dutli** ist Dichter, Essayist und Übersetzer. Er hielt diese Rede in Heidelberg als Dank für die Verleihung des diesjährigen Übersetzerpreises Ginkgo-Biloba für Lyrik.